

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Charakterbilder

Weber, Beda

Saarlouis, 1924

Ausflug nach Cavriana im wälschen Südtirol

Ausflug nach Cavriana im wälschen Südtirol. (1846)

Wer hat nicht gehört von Domenica Lazzaris in den südtirolischen Bergen? Unzählige Pilger des In- und Auslandes wallen alljährlich zur Stätte ihrer Leiden. Den Frommen erscheint sie als Bild himmlischer Liebe zu Christus, den Physiologen als Merkwürdigkeit, die allen früheren Erfahrungssätzen widerspricht, selbst den Ungläubigen als Gegenstand ehrfurchtsvoller Neugierde. Über sie gespottet hat niemand außer etwa ein deutscher Zeitungsschreiber, dem nichts heilig ist. Gewiß folgen mir die Leser gern, wenn ich einfach die Eindrücke und Wahrnehmungen schildere, die ich auf einem Ausfluge zu ihr den vorigen Sommer gesammelt habe. Es war in der Hälfte des Juni, als ich eines Morgens, meine Reisegefährten in Bozen zurücklassend, mit Postpferden nach Neumarkt eilte. Der heiterste Tag schimmerte vom Himmel, krause, lichte Wolken zogen mit mir nach Süden, und in lauwarmer Luft waren alle Keime und Blüten im Landschaftsbilde herrlicher aufgequollen. In Neumarkt, das an der Straße nach Trient liegt, langte ich um halb acht Uhr an. Es fand sich zur Begleitung über das Gebirge ein munterer Knabe, der sich amphibisch bald im deutschen, bald im wälschen Elemente bewegte, und ganz entzückt war, seine Minga wieder zu sehen, wo er schon neunmal gewesen und zu allem Guten ermuntert

worden war. „Als ich gestern hörte,“ fing er an, „ich sollte mit Ihnen, so sprang mir das Herz im Leibe auf vor Freuden. Ich diene einer Bäuerin, der besten Frau in der ganzen Gegend. Die Arbeit mußte getan sein, dafür half nichts. So stand ich um ein Uhr nachts auf, fütterte die Ochsen und fuhr mit ihnen zweimal ins Feld um Holz und Streu. Um sechs Uhr morgens war mein Tagewerk vollendet, und ich eilte gleich auf den Platz, Sie zu erwarten. Es ist mir das Herz so leicht, ich kann es gar nicht beschreiben. Ich verdiene jährlich fünfzehn Gulden, gerade so viel als ich Jahre alt bin. Davon brauche ich fünf Gulden selbst, um mich ordentlich zu kleiden, denn ich will kein Lotterbube sein. Die anderen zehn Gulden geb' ich meinem Vater, er ist alt und kann sich wenig oder nichts verdienen. Und heute bekomme ich vierundzwanzig Kreuzer Tagelohn und die liebliche Minga zur Eingabe. Ist das nicht herrlich?“ Er stellte sich bei diesen Worten vor mir auf und wurde um einen halben Kopf größer. „Alles, was ich am Leibe habe, Hemd und Hosen, Schuhe und Strümpfe, habe ich mir selbst verdient,“ fuhr er fort, „und das fremde Gut stets in Ehren gehalten. Das ist nur Gesindel, das stiehlt!“ Es lag in diesem Selbstbekenntnisse so viel Frische, Natur und kindlicher Stolz, daß man diese unverkümmerte Jugend lieb gewinnen mußte, besonders nach einer so schaurigen Lektüre, wie die meinige letzter Hand gewesen über die kommunistischen Umtriebe in der Schweiz. Luigi, denn so hieß mein Begleiter, schien mir in seinem zufriedenen, arbeitsfrohen Selbstgeföhle weit glücklicher, als der reichste Mann in seiner Überfülle, Langeweile und Abgestorbenheit aller Kräfte.

Wir zogen blühende Hügel hinan, die hinter Neumarkt in ein fruchtbar aufsteigendes Terrassenland zusammenfließen, wo die edle Rebe mit dem

Ölbaume streitet und üppiger Buschwald im Porphyrgerölle wuchert. Fast in der Mitte erhob sich am Gallwiesenbach das Schloß Caldif, eine stattliche Ruine am Anstieg ins Tal von Truden, das nach Fleims hinüberläuft. Rings umher prangte der freundliche Kranz von Maierhöfen und Ortschaften, über denen seitwärts das Schloß Montan malerisch hereinschaute, mit der glänzenden Aussicht auf das Seetal von Kaltern und das herrliche Mendelgebirge. Fast alle Namen der Orte, Gegenden und Höfe trugen romanisches Gepräge zum Beweise, daß einst das ganze Tal der romanischen Zunge angehört habe. Jetzt war es die Sprachgrenze zwischen Deutschen und Wälschen, deren beiderseitige Art und Sprechweise schwankend und unbestimmt ineinanderfließt, aber mit leicht erkennbarer Übermacht gegen den herandrängenden Romanismus, so daß die Wälschen fast immer schon in dritter Geschlechtsfolge germanisiert sind. Trotz aller Vermengung im Leben durch Heirat, Verkehr und persönliche Vorliebe tritt selbst in Mischlingsehen überall der deutsche Typus der Menschengestalt siegend hervor, und zwar um so entschiedener und großartiger, je mehr er sich im Kampfe gegen Fremdartiges anstrengen und bewähren muß.

Unter solchen Betrachtungen, die hier an Ort und Stelle doppelten Reiz haben, gelangten wir über das Dörflein Pinzon hinaus in den Eingang des Trudentals, einer tiefen Schlucht durch morsche Schiefergebirge im lieblichsten Wechsel reizender Hügelgebilde. Unser Weg lief über die sogenannte Glen, einen sonnenheiteren Bergabhang über den Wassern des Gallwiesenbaches, der hier auch Trudenbach heißt, voll hangender Weinberge auf losen Schieferlägern mit Feigenbäumen, Granaten und Aprikosen, höher hinauf mit Steineichen, Zwergkiefern

und Wachholdern. Der Bach in schwindelnder Tiefe rauschte durch ungeheure Lager horizontaler Schiefer- und Porphyrschichten, über deren Rand hellgrünes Gestäube und wucherndes Schlingkraut in lustigen Kränzen flatterte. Jenseits erhoben sich gegen Gfrill rundlichte Hügel mit Nadelholzwaldungen, von einzelnen Wiesenstreifen unterbrochen, und bildeten einen mildernden Gegensatz zur Sonnenheiterkeit der Glen.

Der gesprächige Luigi unterließ nicht, mich mit seinen oft sehr anziehenden Einfällen und Nachrichten zu unterhalten. „Mein Vater,“ sagte er, „ist ein Paduaner, einst Mitglied der Grenadiere des größten Kaisers, der jemals gelebt hat, später nach dem Frieden in der Welt Tagelöhner in der Gegend von Neumarkt. Er heiratete eine wälsche Südtirolerin, welche ihm zweihundert Gulden zubrachte. Damit kaufte er einen Acker, den wir bald sehen werden, und lebte darauf schmal und armselig, aber immer zufrieden und voll Dank gegen Gott und die heilige Jungfrau Maria! Ach! meine Mutter ist längst gestorben, ich denke alle Tage an sie. Sie war von Natur hitzig, und hatte sie einmal Branntwein gekostet, so konnte sie nicht mehr aufhören. Daran starb sie frühzeitig, und ich könnte um alles Geld und Glück auf Erden keinen Tropfen Branntwein trinken, weil er meine Mutter umgebracht hat. Von ihr habe ich auch den heftigen Zorn, der mir viel Verdruß macht. Ich könnte den Buben von Montan ein Messer in den Leib rennen, wenn sie mir spottende Gesichter schneiden. Da hilft nichts als Augen und Ohren zuhalten und davonlaufen, sonst setzte es unsaubere Händel ab. Doch das ärgste in meinem Leben widerfuhr mir von einem Geistlichen aus dem Inntale oder von Triest. Er ritt auch zur Minga nach Cavriana hinüber, und ich war sein Begleiter. Er betete auf dem

ganzen Wege, und so oft ich etwas einreden wollte, sagte er verdrießlich: „Schweige still, Schwätzer!“ So mußte ich vier Stunden lang alles in mich drücken, ich denke noch mit Entsetzen daran, vier ganze Stunden! ich meinte, es sei meine letzte Zeit. Heilig war der Geistliche übrigens ohne Frage, man konnte es aus allem merken. Mich brächte diese Heiligkeit ums Leben!“

Wir waren zu einer kleinen Hütte am Wege gekommen, die an ein kleines Weingut stieß. Darin saß ein Mann von 85 Jahren, nur mehr die Ruine eines Menschenbildes. Er konnte seit längerer Zeit nicht mehr gehen, sondern hinkte und kroch alltäglich in den Weinberg hinaus, um in demselben die nötigen Arbeiten zu tun, wie er denn eben hockend und kriechend die Rebwurzeln durch Hinwegräumung der Erde dem Sonnenlichte zugänglicher machte. Er sprach das Deutsche nur gebrochen und hielt mir, als ich mich ihm näherte, ein Büschel Erdbeeren entgegen, die in reicher Fülle den Rand seines Weinberges bedeckten. Es war Luigis Vater. Aus seinen Zügen leuchtete eine unbeschreibliche Wehmut wie von einer Seele, die auf den Trümmern des Leibes ein leidenvolles Schicksal beweint. Sein Gesicht war furchtbar zerrissen mit tiefen Erinnerungen aus dem Sturm auf dem Brückenkopfe von Lodi. Er führte mich in seine Hütte. „Ich habe sie selbst gebaut,“ sagte er ruhig, „mit meinem Weibe, das ich vom Altare hierher führte zur Arbeit.“ Sie hatte nur zwei Räume, einen zur Küche, den andern zum Schlafen mit den Zeichen der tiefsten Armut. Über dem Tisch an der Wand hing ein schlechter Kupferstich, welcher die Domenica Lazzaris vorstellte, unter einem Kruzifixe, darüber das Bild der seligsten Jungfrau Maria. „Das ist alle mein heiliges Zeug,“ bemerkte er ernsthaft, „aber es genügt mir vollkommen. Jesus

und Maria haben namenlos gelitten, Minga folgt ihnen nach voll blutiger Angst, so kann ichs wohl auch dulden, was mir Gott beschert hat. Ich bin hier ganz allein, ich koche mir selbst, und morgens und abends beten nur die Schwalben und Finken mit mir zu Gott, der mich mit seinem bitterm Tod erlöst hat.“ Luigi war unterdessen unwillkürlich niedergekniet, Tränen rollten über seine Wangen, und er stammelte leise: „Vater unser! der du bist in dem Himmel, geheiligt werde dein Name!“ Tiefe Stille von zehn Minuten trat ein, wir waren alle gerührt. Des Alten Antlitz hing am Bilde des Erlösers, und seine frühere Wehmut verwandelte sich in stille Heiterkeit. Er drückte mir zum Abschied freundlich die Hand und sprach: „Ich bin mit Gott so innig zufrieden, daß ichs nicht aussprechen kann. Dieser Weinberg gehört mein und ist wohl 400 Gulden wert. Ich bin nur 51 Gulden mehr darauf schuldig. Gibt mir Gott Glück, so zahle ich diese Schuld noch ab, bevor ich sterbe. Dann können sich meine Kinder redlich darein teilen, es muß gutes Geld sein, denn ich habe es mit harter Arbeit verdient, und in fleißigen Händen trägt es gewiß doppelte Zinsen. Nur noch eine glückselige Sterbestunde! Das bitte ich Gott täglich, und dann sind alle meine Hoffnungen erfüllt. Luigi, empfehl mich dem frommen Gebete der Minga!“

Von hier erhob sich der Weg immer steiler ins Gebirg empor. Das Etschtal von Neumarkt bis Meran lag im großartigen Bilde hinter uns, eine kolossale Arena mit den glänzendsten Bergen eingefabt, voll frischschimmernden Lebens, vom weißen Faden des Stromes in unzähligen Windungen durchglitzert. Der letztere schien im Kalterer-See zu unseren Füßen auszurasen, dessen Spiegel aus dem zierlichsten Rahmen der grünen Landschaft uns entgegenleuchtet. „Wissen Sie, wie der See entstanden ist?“ unter-

brach Luigi sein Stillschweigen seit dem Abschiede von seinem Vater. Auf mein Verneinen fuhr er fort: „Das steht studierten Leuten eben nicht am besten an, bei uns wissen es alle Kinder. Einst gingen Jesus und der heilige Petrus durch die Welt, um zu sehen, wie es auf derselben zuginge. Sie kamen in die Gegend des Kalterer-Sees, wo eine große Stadt die Ebene einnahm. Es war ein heißer Sommertag und der Staub auf den Wegen fast unleidlich. Jesus fühlte brennenden Durst. Er sprach in mehreren Häusern ein, ward aber überall abgewiesen. Endlich trat er in ein Haus am Hügel, in welchem eine Bettelfrau wohnte, und verlangte von ihr zu trinken. Diese führte die müden Wanderer ins Haus, hieß sie ausruhen und brachte Brot und Wasser. Jesus erquickte sich daran und goß den Rest des Wassers zum Fenster hinaus. Es wuchs und schwoll dergestalt an, daß die Überschwemmung das ganze Tal ausfüllte von einem Berge bis zum andern. Die unbarmherzige Stadt ging darin zu Grunde, und der Kalterer-See blieb als ewig warnendes Denkzeichen im Tale zurück. Diese schöne Geschichte hat mir noch meine Mutter erzählt.“ Die Flügel des Tales verschlangen sich zuhinterst in einen Gebirgsknoten, der mit flatterndem Buschwalde von hellgrüner Färbung bedeckt war. An seinem Fuße stand eine Mühle in romantisch-dunkler Schlucht. Deutsche Gesichter und Sprache grüßten uns, man bot uns Wein, den wir in der fast drückenden Hitze des Mittags nicht ausschlugen. Alle beneideten uns, daß wir noch heute die „heilige Minga“ sehen sollten, und zwar an einem Freitage, wo sie Blut schwitze zur Ehre des Herrn, der für uns am Kreuze gestorben. „Wir beten alle Abend zu Gott,“ bemerkte der Müller, „daß wir ihr ähnlich werden an Frömmigkeit und Lust zu leiden für Jesus!“

Mit Mühe stiegen wir auf steinigem Grunde den steilen Buschwald hinan in die höhere Gebirgswelt. Links zeigte sich unseren Augen bald das Dorf Truden (Trodena) mit fast stadtähnlicher Häuserpracht, eine beliebte Sommerfrische der tieferen Etschländer mitten im Bereiche dunkler Waldhügel, über denen der Hochgrimm mit stolzer Heiterkeit hereinschaute. Es ist noch ganz deutsch, und der Menschenschlag dieser Höhen entfaltet eine Üppigkeit und Blüte der Form an Mann und Weib, die jeden Wanderer freudig überrascht. Diese Alpenfrische der Tiroler hat etwas Studentenhaftes, sie ist eine Art von Volksferien, die eine ganz eigene poetische Seite hat, und die Hirtengedichte aus den Zeiten Gottscheds im größten Maßstabe wiederholt. Sogar die Kapuziner von Neumarkt haben jenseits der südwestlichen Hügel zu Casignon ihr einsames Bergklösterlein, und die Psalmodie im Dufte der Lärchenbäume erinnert an die Losschälung der ersten Einsiedler. Unser Weg zog sich südwärts über die Alpe Cisa, die aus weitgestreckten Halden besteht und in verwittertes Nadelgehölze ausläuft. Eine südliche Malga oder Alpenhütte nahm uns auf. Wir traten in einen weiten Vorraum, wo ein lustiges Feuer auf dem Herde loderte. Eine Sennin mit vier Hirtenknaben bewirtschaftete das ganze Anwesen und bereitete uns den süßen Schotten, Puina genannt, eine für die Leute der Gegend überaus schätzbare Leckerkost. Luigi kaufte um sechs Kreuzer davon, band sie in seine Kopfmütze, um sie dem alten Vater heimzubringen, und steckte sie zu sich, um sie durch natürliche Brustwärme erst recht leckerhaft zu machen. Man verkaufte auch Wein, Milch und Butter. Die Leute waren äußerst freundlich, von Cavriana gebürtig, die ersten, welche kein Wort deutsch verstanden, aber von deutschtümlichem Gepräge. Ihre

Rechnung für unsere Zehrung war sehr billig, und keine leise Spur, den sommerlichen Fremdenzug schweizerhaft auszubeuten. Die Alpe gehörte der Gemeinde Cavriana, und war um bestimmten Preis ehrlichen Pächtern überlassen, die so viel Ziegen aus der Nachbarschaft in die Weide nahmen, als sie ernähren konnten. Sie hatten deren wohl vierhundert. Wir warfen einen dankbaren Blick ins Bildergewühl des schönen Etschtales zurück, und stiegen ins Tal des Avisio hinunter.

Unser Pfad senkte sich durch die Höhlung eines Bergrisses steil hinab. Rechts hatten wir eine unermessliche Waldung mit den schönsten und höchsten Fichten und Tannen, die ich jemals gesehen hatte, durchzwitschert von unzähligen Wandervögeln von mannigfaltigster Art und Farbe. An einer steilen Senkung des Gebirges, das ein Wildwasser seitwärts ausgehöhlt hatte, erblickten wir jenseits des Abgrundes junge Burschen auf schwankenden Fichten, welche die Äste derselben zur Streu abhieben. Sie riefen uns in italienischer Sprache freundlichen Willkomm entgegen und schwangen zum Zeichen ihrer Freude die Hüte aus schwindelnder Höhe zu uns herüber. „Unsern Gruß der andächtigen Dominga, denn sie ist ja die unsere!“ jodelten sie zum Abschiede. Gegenüber in der Richtung von Truden gegen den Avisio schob sich ein kühner Bergrücken mit übermächtigen Formen hinaus ins Avisiotal, völlig isoliert von den übrigen Nachbargeländen, gegen Süden mit einem sanften Abhang, auf welchem sich gartenähnliche Feldanlagen mit zierlicher Einfriedigung ausbreiteten. Darüber in windstillen Lage am Fels stand die reinliche Kirche mit niedlichen Häusern, die an den Lechrain und den Bregenzerwald erinnerten. Wir erkannten unsere Stammgenossen, die Bewohner von Altrei (Anterivo), offenbar auf

einem Vorposten, der einst zu Truden gehört hat, mit dem sie im Feld und Wald die nächsten Angrenzer sind, zugleich die Straße bezeichnend, welche die deutsche Bevölkerung einschlug, um den mächtigen Volkskeil tief in den Romanismus bis in die sieben Gemeinden von Vicenza hineinzutreiben. Von ihrem Kirchhügel aus erblickte man mit geübtem Auge über das niedere romanische Volkstum hinaus jenseits des Avisio die Berge und Alpen von Palu, die ebenfalls deutsch ihre südlichen Ausläufer hinabsenkten ins Valsugan. Zog man von der Tschigadspitze ob Meran eine gerade Linie südwärts durch Truden und Altrei, so kamen alle deutschen Gemeinden im wälschen Südtirol, im Veronesischen und Vizentinischen an die regelmäßige Verlängerung derselben zu stehen, rechts und links mehr oder minder ausgeweitet, ein derber deutscher Lanzenstich ins Fleisch der romanischen Nation.

Aus der Waldnacht hinaus ging es nun über kiesige Bergwege nach Cavriana hinab. Das Dorf dieses Namens liegt auf einer Mittelfläche über dem Avisio, in armseligen Hütten voll Schmutz und Armut, das gerade Gegenstück zum reinlichen und wohlhabigen Altrei im höheren Gebirge. Die Kirche steht auf einem Hügel über dem tiefem Talgrunde mit merkwürdiger Tiefsicht in die Stromwindung, die durch Fels und Wald an Mühlen und Einödhöfen vorüber reißend in die Etsch tost. Gegenüber öffnet sich das schöne Val Floriana mit seinen Bergwiesen und Wäldern. Darüber ragen als Grenze gegen Valsugan die schönsten Bergspitzen Südtirols in strengen vulkanischen Formen, das Altmannenjoch, der Golisberg, die Ciolara, der Montalon und tiefer die herrliche Cima d'Ästa. Eine unbeschreibliche Wehmut ruht brütend über der ganzen Gegend infolge der einförmigen Wiesen- und Hainpartien, die im täglichen

Verkehre mit dem sinnigen Gemüte von selbst eine schwärmerische Innigkeit begünstigen. Die Leute, sichtbar verschieden von ihren deutschen Nachbarn, aber mit deutscher Beimischung in der Bildung ihres Leibes, sprechen durchweg italienisch und sind sehr arm. Auf einer Ziegenalpe (caprianum) angesiedelt, beziehen sie noch jetzt ihre besten Einkünfte aus Alpen und Wäldern. Ihr gutmütiges Wesen nimmt für sie ein, und ihre talhafte Neugierde spricht sich oft auf das liebenswürdigste aus. Das Haus der Domenica steht fast zu höchst im Dorfe, eine niedrige, schlecht gebaute Hütte mit Türen, die nur ein sehr bescheidenes Durchschlüpfen erlauben. Man gelangt vom Bergweg ab sogleich auf einen Söller, der in die dunkle, tiefgeschwärzte Küche führt. Aus derselben tritt man in ein holzgetäfeltes Zimmerlein mit einem einzigen Fenster, das Winter und Sommer offen und mit der ebenfalls immer offenen Tür korrespondierend, dem Luftzuge dergestalt freien Durchgang gestattet, daß Besucher Mühe haben, demselben auszuweichen. Links in der Ecke steht die Bettstatt, worin Domenica liegt mit dem Kopfe gegen die Tür. Ich meinte, sie wäre leer, so klein ist Domenica infolge ihrer Leiden geworden. Sie ruht am unteren Ende und läßt den größten Teil des Bettes leer, jetzt kaum größer als ein sechsjähriges Mädchen, das mit jedem Jahre kleiner wird, auf einem groben Strohsacke, den Kopf auf einem Polster von gleicher Füllung, worüber ein blaues Taschentuch als Unterlage gebreitet ist, unter einer sehr leichten Decke gemeinsten Stoffes. Nirgends eine Spur von Behaglichkeit, oder nur Wohlgefälligkeit fürs Auge. Luigi sank gleich beim Eintritt auf die Knie und fing an zu beten für seinen alten Vater, wie er sagte, und um Gnade zu Gott zur Abbüßung aller Raufsünden, die er mit den Buben von Montan begangen hatte.

Nur die Schwester der Kranken war zu Hause, mittleren Alters, von wenig Worten, und über unsere Ankunft wenig erfreut, da sie soeben aufs Feld gewollt. Sie entfernte sich sogleich, weil sie angeblich in der Küche noch etwas zu schaffen hatte.

Ich ließ mich auf einen Stuhl nieder. Als mich Domenica merkte, wendete sie sich von der Wand herüber mit ihrem unaussprechlichen Blicke, der seines geisterhaften Eindrucks auf kein Gemüt verfehlt, und bohrte ihn lange und anhaltend in meine Erscheinung. Es gehört Fassung dazu, dieser markdurchschneidenden Gewalt zu stehen. Ihr Kopf, von Natur nicht groß, aber offenbar im Mißverhältnisse zur Kleinheit ihres Leibleins, zeigt die regelmäßigste Bildung mit feinen, verständigen Zügen, und ihr Gesicht, so weit es blutfrei war, blendendweiße Farbe wie von carrarischem Marmor. Ihre zwei großen, dunkelblauen Augen spielten mit ihrem Glanze wie verlorene Hirtenfeuer an einem Kreidehügel. Es war Freitag Mittag zwölf Uhr. Beim ersten Anklingen der Betglocke von der Pfarrkirche her fielen ihre Züge ein, der enge, schmerzliche Atem stockte, der Glanz ihrer Augen erlosch, die ruhigste Totenstille legte sich auf ihr Gesicht, nur ein leises Zucken regte sich in den Winkeln ihres Mundes. Es lag eine unaussprechliche Anmut in diesem Tode vor dem Tode, in diesem Einwärtsziehen aller Seelenkräfte in den Mittelpunkt des Lebens, das sich in Gott gesammelt hatte. Nachdem das Läuten verklungen war, kehrte sie wieder langsam ins Äußerliche zurück, es war das lieblichste Aufblühen der inneren Gedankenwelt mit sicherer Wirkung auf das Herz der Zuschauer. Von der rechten Seite der Hirnschale zog sich quer über das Gesicht ein allmählich gesenkter Blutstreif, drei Finger breit, aus fortwährendem Blutschwitzen entstanden, auf eine bestimmte Grenze beschränkt, und

nach Art einer Krusta fest angelagert. Es schwammen eben vor meinen Augen an den Extremitäten dieser Blutkrusta die hellen Tropfen, deren allmähliche Bildung man deutlich bemerken konnte. Ihre schönen, schneeweißen Hände ruhten entblößt auf der Decke, wie aus reinstem Wachs geformt. Jede Hand zeigte an der äußeren Seite ein Wundmal von Blut in der Form eines fleischernen Auswuchses, welcher der Spitze eines Nagels täuschend ähnlich sah, mit frischem Blut überronnen, das jedoch nicht abran, sondern am Auswuchse stehen blieb. Es kam mir fast vor wie ein pflanzenartiges Anwachsen durch den Austritt der Saftüberfülle im inneren Leben. In der inneren Seite der Hand ragte, der äußeren Spitze gegenüber, der fleischerne Nagelkopf heraus von gleichförmiger Bildung und ebenfalls blutig. Gleiche Wundmale von entschiedener Nagelform trug sie an ihren Füßen, wie mich die Schwester versicherte. Sie atmet schwer und tief, so daß man ihr Keichen von weitem wahrnahm. Es dauert Tag und Nacht fort, und am Freitag stets leidenvoller und ängstlicher. Es geht jedem Zuschauer durch Mark und Bein. Sie ißt und trinkt nichts, schon seit zwölf Jahren. Der freieste Luftzug bei offener Tür und offenem Fenster ist ihr selbst im kältesten Winter Lebensbedürfnis, wenn sie nicht ersticken soll in unleidlichen Schmerzen. Man läßt sie Tage lang allein. Ihre Schwester geht im Sommer auf das Feld und sperrt sie während ihrer Abwesenheit ein, auch die Nacht wacht niemand bei ihr. Selbst die schwesterliche Aufmerksamkeit für sie im Falle der Anwesenheit im Haus ist offenbar gering. Dem Bett gegenüber in einer andern Ecke des Zimmerleins hing ein Vorhang von schlechtem Baumwollenzeuge herunter, ich rückte ihn weg und fand ein ärmliches Altärchen, auf dem zur Not bisweilen auch Messe ge-

lesen werden konnte. Ihr Gewissensrat ist der Fröh-
messer, in diesem Amte schon der dritte oder vierte,
da die bischöfliche Behörde nach den Kirchenregeln
in solchen Fällen oft wechselt. Der jetzige ist ein be-
scheidener, anspruchsloser Mann von sanftem Wesen
mit klaren, verständigen Augen, und nichts weniger
als kopfhängerisch. Er spricht von seiner Pflingling
wenig oder nichts, was man in seiner Stellung sehr
begreiflich findet. Auf meine Frage an die Schwester,
ob ich nicht später noch einmal kommen dürfte,
sagte sie mit etwas spitzem Ton: „Ja! aber nicht vor
drei Uhr! Ich gehe jetzt aufs Feld und sperre das
Haus!“

Wir bogen seitwärts ins Dorf hinab und traten
ins sogenannte Wirtshaus, eine Spelunke voll
Schmutz, ohne leisen Anflug, die Gäste anziehen zu
wollen. Man gab uns Eier, Wein und Brot. Sonst
war nichts zu haben, und das Tischgeräthe kaum
rein genug für zärtliche Naturen. Im länglichen
Raume, welcher das Gastzimmer vorstellte, spiel-
ten einige Ortsbewohner mit Karten. Sie gaben bei
meinem Eintritt ihr Spiel auf und grüßten mich
freundlich. Der Wirt stellte sich vor ihnen auf mit
gefalteten Händen und bat sie in der kläglichen
Anrede, seinen neuen Gast etwa nicht durch Unsitte
zu beleidigen, damit man nichts Böses rede von
Cavriana jenseits der großen Berge. Niemand machte
dagegen eine Einwendung, der Stolz auf ihr Heimat-
dorf ließ sie alles sehr ernsthaft nehmen. Ich ließ
mich mit Luigi bei ihnen nieder. Die Rede fiel bald
auf Domenica. Der ruhigste unter ihnen, ein Mann
mit grauen Haaren, voll edlen Ausdrucks im Gesichte,
sprach unter anderem: „Wer diese Domenica ist,
wissen wir alle gut. In der nämlichen Nacht, wo sie
zur Welt kam, gebar mir meine Frau auch meinen
jüngsten Sohn, der freilich bei weitem weniger fromm

und heilig geraten ist. So denke ich mit Teilnahme an sie. Als Kind und Mädchen war sie etwas unbehilflich, lernte in der Schule mehr gut als leicht, behielt aber treu. Sie war oft in sich versunken, man nannte es zerstreut, wie es bei uns Weltleuten auch der Fall ist. Sie betete viel und stand oft stundenlang vor einem Kruzifixe. Sie war nicht ungestalt und hatte auch heiraten können, aber sie wollte nicht und wurde früh krank. Alle im Dorfe hielten sie für heilig, aber im eigenen Hause galt sie weniger, weil ihr Wesen nicht das gewöhnliche war. Sie mußte sich in Arbeit übermäßig anstrengen und bekam eines Tages zur heißen Erntezeit im Felde Kopfstechen und Gliederweh. Man mußte sie nach Hause führen, und seit dieser Zeit ist sie bettlägerig. Es ist kein Mensch in der Gemeinde, der nicht mit ihr sterben möchte.“

Ich besuchte hierauf den Ortsseelsorger in der Absicht, näheres über Domenica zu erfahren. Er war ein Mann mittleren Alters mit derben Gesichtszügen. Er meinte, am besten sei es, darüber weder für, noch gegen zu reden. Ich war erstaunt, diese Weisheit ehrenwerter Redaktionen im schlichten Mann anzutreffen, der sonst nicht weniger als zeitgemäß war, denn er wurde ganz verwirrt, als ich seiner Meinung, daß der Graf von Meran nächstens zum König von Tirol gekrönt werden würde, bestimmt widersprach. Auf meine übrigen Fragen erhielt ich fast kein anderes Wort als das vielsagende *si dice* (man sagt es). Und doch war es nicht hochweiser Rückhalt berühmter Journalisten, sondern völlige Gleichgültigkeit, die es ihm möglich machte, die kranke Domenica Monate lang gar nicht zu besuchen. Daraus kann man die Wahrheit deutscher Zeitungen beurteilen, welche fast zu gleicher Zeit aus der Domenica eine Pythonissa machten in den Händen südtirolischer Mönche und Priester. Um drei Uhr erschien ich

allein im Hause der *Domenica*. Ich fand die Tür zugelehnt, ihre Schwester mußte ums Haus etwas zu tun haben. Zwei Sperlinge spielten am offenen Fenster, nächst dem Ofen kauerte eine schwarze Katze voll philosophischen Gleichmuts, eine laue Sommerluft strich durch das Zimmer. Die Kranke maß mich wieder mit ihrem durchdringenden Blicke, wurde aber bald zutraulicher, und murmelte leise Worte im Dialekte des Tales, der sich nur mit großer Aufmerksamkeit verstehen ließ.

„Es geht mir seit kurzer Zeit etwas besser,“ sagte sie, „aber mein Schmerz hört nie auf. Ich bin Tag und Nacht auf dem Kreuze des Erlösers gespannt, und alle meine Glieder schmerzen tief. Auch an Trost fehlt es mir oft sehr, ich fühle mich wie verlassen von Gott, weit ab in öder Einsamkeit. Nur das Bewußtsein, daß ich für Christus am Kreuze leide, gekreuzigt mit ihm, ist mir ein Labsal. Deshalb habe ich selbst mein Leiden lieb als Unterpfang göttlicher Gnade. Mein irdisches einziges Glück liegt im heiligen Abendmahle. Nach dem Genusse desselben ruht mein Schmerz eine Weile, ich schlafe selig in meinem Gott (*riposo nel mio Christo*). Die Besuche stören mich größtenteils, aus fremden Gesichtern spricht ein fremder Geist, ich mustere alle, und finde nicht, was ich suche. Ich kehre aus diesem Andränge leidenvoll zurück zu meinem Gott (*al mio Christo*). Müßte ich etwas essen, ich habe das Gefühl, ich würde augenblicklich ersticken, so voll bin ich. Der Hauch der Luft (*l'aria fresca*), je kälter, desto besser, erquickt mich. Von meinem Leben weiß ich wenig; ich weiß nur, daß ich bin und Christus in mir ist (*ch' io sono e Christo è in me*). Je stärker ich blute, desto mehr erleichtert sich mein Gefühl. Ich will bis auf den jüngsten Tag leiden, wenn es

Gott gefällt (se piace al mio Christo). Leiden ist mein Leben (la mia salute).“

Bei diesen Worten trat ihre Schwester ein. Domenica schwieg. Ich hat die erstere um ein Andenken. Sie zog eine Schublade und gab mir einige Bilder von Heiligen, an deren Rückseite Gebete und fromme Sprüche abgedruckt waren. Ich wollte dafür zahlen, sie wies das Geld zurück mit den Worten: „Non prendiamo mai niente.“ Ich redete einige Worte zur Minga von Christus und von der Geduld in Leiden und Tod. Sie horchte, sichtbar ergriffen. Ich empfahl mich und andere ihrem Gebete, sie lispelte: Si, Si, pregherò, hastig und tiefbewegt. Ich verließ die Hütte, ihren letzten Blick in der Seele, und eilte wieder über das Joch zurück. Alle Lust der Mitteilung war vergangen, selbst Luigi ging schweigend neben mir her. Es trieb mich eilig durch die blühenden Anhöhen hinab gegen Montani. Als ich von Luigi schied, standen ihm Tränen in den Augen, er stammelte: „O vergessen Sie mich nicht! Am Sonntag gehe ich zur Beichte und will recht brav werden!“ Leicht und still in mich gekehrt, wanderte ich im Strahle der letzten Abendsonne längs der Gebirge nach Branzoll. Der Postmeister war höflich, was, beiläufig gesagt, nicht alle seine Kollegen in Tirol sind. Er gab mir schnell ein gutes Pferd, das mich lustig davonführte. Der schönste Abend stand mit seinen Blüten am Himmel. Als es dunkel wurde, schwärmten wohl eine halbe Stunde Millionen Leuchtkäfer durch die Ebene, der Mond trat in meinen Sehkreis, und eine erquickende Luft spielte um mich, sodaß ich das Ende des schönen Tages segnete. Besser hätte ich vielleicht die Freude über denselben für mich behalten. Man schweigt von dem, was alle anspricht, und leiert von Dingen, die niemand mag und keiner brauchen kann. Das ist

Regel, das ist Weisheit! Nun freilich, das sollte befolgt werden, man könnte ohne viele Kosten weise werden! (Seitdem ist Domenica nach vierzehnjährigem wunderbaren Leiden gestorben. Sie verlor oft so viel Blut, daß es über den Boden des Zimmers rann. Ennemoser meinte, sie lebe vom Oxygen der Luft, so kurz und bündig diese Erklärung lautet, erklärt sie doch nichts. Man lebt eben nicht von der Luft. Daß sie in vierzehn Jahren gar nichts gegessen und getrunken, ist so erwiesen, daß es niemand bezweifeln kann. Mit dieser Erscheinung gingen ähnliche parallel, sodaß man noch jetzt Mädchen dieser Art im südlichen Tirol finden kann. Es bleibt merkwürdig, daß diese Erscheinungen im Lande schon einmal dagewesen sind, und zwar zur Zeit, wo man im sechzehnten Jahrhundert Tirol protestantisieren wollte.)

